Zeitschrift: Vom Jura zum Schwarzwald : Blätter für Heimatkunde und Heimatschutz

Herausgeber: Fricktalisch-Badische Vereinigung für Heimatkunde

Band: 6 (1889)

Artikel: Der Dorfwucherer oder der Kirchenthurmbau zu Frick

Autor: Stocker, F.A.

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-747287

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 08.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Der Dorfwucherer
oder
der Kirchthurmbau zu Frick.

Eine Erzählung von F. A. Stocker.

Frick, ein schönes und langgestrecktes Dorf, liegt an der ehemals großen Heerstraße von Basel nach Zürich über den Bötzberg, und von Basel nach Aarau über die Staffelegg. Der Ort ist rings von Bergen umgeben, die aber ihre Wälder nicht bis ans Dorf vorstoßen, sondern in respektvoller Entfernung bleiben. Dieser Umstand ist Schuld, daß der Gemeindebann eine ziemliche Ausdehnung erreicht und gegen Süden und Osten zahlreiche Weinberge sich ausbreiten können. Wo heutzutage Rebgelände sich an die Berge hängen, da war im Anfange des 18. Jahrhunderts, in welchen unsere Geschichte fällt, Niederholz und Gestrüppe und nur die fleißigen Hände des Winzers dieses Jahrhunderts haben die Reben dem kargen Boden abgerungen. Rings um das Dorf breiten sich fruchtbare Getreidefelder und saftige Matten aus, bepflanzt mit Obstbäumen aller Art.

Es war um's Jahr 1711. Die Gemeinde hatte den Bau der Kirche und des Kirchthurms beschlossen. Als Bauplatz war der Hügel ausersehen, wo früher schon eine Kirche gestanden hatte, welche wie ein Wall von Mauerwerk umgeben war, weßhalb man dem Platz auch ohne Bedenken den Namen „Ramper" (Rempart) gegeben hatte. Waren doch schon 1389 im Januar die Berner und Solothurner in's Frickthal gezogen und hatten den festen Kirchhof mit allem Gut, das die Leute des Thales hineingeflüchtet hatten, eingenommen. Von Frick zogen sie wieder in ihr Land hinauf, freudig und froh. So erzählt die Geschichte des Landes.

Auf diesen Hügel wollten die Bewohner von Frick ihre Kirche bauen. Alle Welt interessirte sich für diesen Bau. Am meisten der Zimmermann Georg.

Schon vor hundert und achtzig Jahren war der Platz, an dem heute das Gemeindehaus und die Weintrotte stehen, ein öffentlicher

Boden, den Jedermann gegen Bezahlung eines Zinses so weit benutzen konnte, als dadurch die Straße nicht beeinträchtigt wurde. Schon damals stand die Weinschenke, die lange Zeit in den Händen des alten Metzgernatzi war. Ein stattliches Haus, wie es als solches zur damaligen Zeit sich dem Auge darbot, war es ganz geeignet zur Betreibung einer Wirthschaft, um so mehr, als es an einer Straße lag, welche nach Laufenburg über den Berg führte, und Bauersleute nicht ungern in einem Hause einkehrten, das etwas abseits lag. Der Besitzer dieses Hauses war der Zimmermann Georg, von den Leuten im Dorf gemeinhin nur der „Zimmermann" geheißen. Es war ein thätiger, unternehmender Mann in den besten Jahren und ein anerkannt geschickter Arbeiter. Sein Bauplatz war der Gemeindeplatz. Vom Hause aus, von seinem Fenster konnte er seine Arbeiter, deren er oft viele hatte, wenn größere Bauten im Werk lagen, beaufsichtigen und sich gleichwohl mit den Gästen in der Wirthsstube unterhalten. Freilich brachte ihn die Besorgung seiner Gäste oft vom eigentlichen Geschäfte ab und er hätte besser gethan, nicht zweierlei zu treiben, es wäre ihm vielleicht besser ergangen.

Zimmermeister Georg war ein braver, rechtlicher Mann, man hatte ihn im Dorfe lieb, denn einen bessern Nachbarn, der überall aushalf, wo er dienstgefällig sein konnte, gab es nicht. Auch seine Frau, die Lisabeth, war ein braves Weib, thätig, rechtschaffen, und — der Henker weiß, wie das zuging, nach der Hand hat sie doch ausgeartet. Die Zimmermanns hatten einen Sohn, Anton, ein aufgewecktes, thätiges und kräftiges Bürschchen, der dem Vater schon recht brav an die Hand gehen konnte und Maßstab und Breitbeil führte wie der Alte.

Zur Haushaltung aber gehörte noch ein Geselle „aus dem Reich draußen", der „Speyrerfritz" geheißen; er war ein Bursche von etwa 32 Jahren, kräftig, stark, ein guter Arbeiter, aber ein Mensch, dem jeder nur etwas Hellsehende ansehen konnte, daß er nicht gut „genaturt" war. Sein Gesicht hatte etwas Verschlagenes, Verschmitztes, er durfte Niemandem so recht in die Augen schauen; auch bei den Leuten im Dorf war er nicht beliebt. Die Einen sagten von ihm, er habe im Reich draußen etwas gemacht und dürfe nicht mehr heim, die Andern, er sei irgendwo Landsknecht gewesen und desertirt. Das sagten die Leute aber unter sich im Stillen, ihm offen in's Gesicht so

eine solche Behauptung zu schleudern, hätte Niemand gewagt, denn der „Speyrerfritz" war ein gewaltthätiger Mensch und zanksüchtig, und Niemand wollte mit ihm anbinden, aus Furcht, einmal unversehens einen Stich zu bekommen oder zur Nachtzeit von ihm überrascht und thätlich beleidigt zu werden. Ja, der Meister selbst fürchtete sich fast vor ihm und hatte ihn schon längst auf Anrathen seiner Lisabeth fortschicken wollen, aber der Mensch war nachgerade warm geworden in dem Nest und wußte gar wohl, daß man jetzt ihn nicht schicken konnte noch wollte, da viele Arbeiten vorlagen und er noch ein ziemliches Sümmchen Wochenlohn stehen hatte.

Wollen wir uns ein wenig mit Georgs Nachbarn bekannt machen, so haben wir nur über das Sträßchen zu gehen, das längs der Gibelseite des Hauses hinläuft und wir kommen zum Hause des alten Grubenpeter. Der Grubenpeter steht mit unserer Familie in einem Verwandtschaftsverhältniß, wie? kann ich mit dem besten Willen nicht sagen; er war ein „Ragger" und ein Leuteschinder und hat dadurch sein Vermögen erworben. Es mag bei ihm nicht immer ehrlich zugegangen sein, doch galt er in den Augen der Leute als ein frommer Mann, der regelmäßig an Werktagen die Frühmesse besuchte und an den Sonntagen drei Mal zur Kirche lief, andächtig das Kreuz zu schlagen und eine Reverenz zu machen wußte, daß man glauben sollte, er hätte es bei den Klosterherren zu St. Blasien gelernt.

Dazu war der Grubenpeter, der, ich weiß nicht durch welche Vermittelung, oft mit vornehmen Leuten, wie mit dem hier verstorbenen Deutschordensschaffner von Mantelin, in Geldsachen verkehrte, ein Mensch, der höfliche Manieren und Kratzfüße gelernt hatte, schön und süß zu reden verstand, aber es kaum ehrlich meinte. Hinter der Sammetpfote, die er bot und mit der er schmeichelte, lauerte die scharfe Kralle, die in's Fleisch hackte. Grubenpeter war ein unheimlicher Mensch, er pflog mit Niemanden Freundschaft, als mit dem — Speyrerfritz.

Wie es kam, daß der Speyrerfritz mit dem Grubenpeter Freundschaft schloß, ob er gedachte, das Johanneli, ein freundliches, liebenswürdiges Kind von siebzehn Jahren, das dem Peter die Haushaltung besorgte, mit der Zeit zu freien, ich weiß es nicht; was den Grubenpeter bewog, mit dem Speyrerfritz in Verbindung zu treten, wird sich erst im Verlaufe der Geschichte erzeigen. Wo zwei solche Naturen ein

Freundschaftsverhältniß eingehen, da muß der Schluß sich auch dieser Verbindung würdig zeigen. Der Sohn des Zimmermanns fühlte aus unerklärlichen Gründen eine Abneigung gegen die Beiden und gab sie auch bei Anlässen deutlich genug zu erkennen, namentlich haßte er den Speyrerfritz, mit dem er täglich auf dem Bauplatz arbeiten mußte. Je mehr Anton diese Beiden haßte, desto freundlicher schaute er dem flinken, frischen Johanneli in die leuchtenden Augen, und es that ihm recht ordentlich weh, wie er sehen mußte, daß der Grubenpeter auch gar nichts für ihn's that, sondern das gute Kind, das sich in einem neuen Röcklein zehnmal hübscher ausgenommen hätte, in einer schlampigen alten Jüppe, an der kein Faden mehr gut war, herumlaufen ließ. Er machte deßhalb dem alten Grubenpeter einmal Vorwürfe darüber, als sie zufällig beim Abendtrunk an einem heißen Sommertage in des Zimmermanns Weinlaube vor dem Hause zusammentrafen:

„Man sieht wohl," sagte Anton zu ihm, „daß das Johanneli nicht Euere Tochter ist, Ihr würdet sie nicht so mit ausgenutzten und fadenscheinigen Kleidern herumhandtieren lassen. Ein Bauer, der so viel Land im Banne und so viele Gültbriefe in der Drucke hat, sollte auch zu zeigen wissen, was er ist."

„Könntest dich sehr verrechnen, Bürschlein," entgegnete der Grubenpeter. „Sagst den Andern auch die Dummheit nach mit dem Reichthum; wenn man ein paar schlechte Aeckerchen hat, heißt das reich sein? Würde anders daher kommen, wenn ich Kapitalien hätte, wohl! und nicht mit dem alten Weidenkorb herumlaufen und das auflesen, was reiche Leute als nutzloses Zeug weggeworfen haben. Da ist dein Vater ein anderer Mann! Als ich vor sieben Jahren aus meiner Heimath hieherzog, da hatte er nichts als seinen Werkzeug und sein einfach Handwerk. Jetzt ist er im Besitze von Haus und Land und einer Wirthschaft, wie sie nicht besser floriren könnte. Nun muß ich aber gehen, Anton," sagte der Alte, indem er schlau blinzelnd zum Weggehen sich wandte, „behüte dich der liebe Gott, und das Geschäft möge noch lange so fortgehen!"

Damit ging er. Anton schaute noch lange nach, wie der alte Grubenpeter gebückten Ganges, doch trotz seiner sechszig Jahre noch leichten Schrittes davoneilte. Noch lange glänzten die großen Metallknöpfe am langen Manchesterrocke zu dem Nachschauenden zurück, bis

der Dreiröhrenhut, den der Grubenpeter nach damaliger Mode trug, um eine Ecke herum verschwand.

„Was mag der Alte nur gehabt haben?“ fragte sich der junge Zimmergeselle. „Er sprach mir nie so sonderbar: daß das Geschäft noch lange so fortgehen möge! Gewiß wird es. Wenn auch der Vater auf dem Hause noch viele Schulden hat und auch das letzte Bauholz noch nicht bezahlt ist, — wir haben guten Verdienst und sobald der Baukonto vom Schulhause von E. eingeht, wird auch das Holz und der Kapitalzins bezahlt werden können.“

In diesem Augenblicke ging die kleine Johanna vom Grubenpeter vorbei.

„Johanna!“ rief der Zimmergeselle halblaut.

„Anton!“ antwortete das Kind und warf den Bogen mit Gras, den es auf dem Kopfe trug, auf den Boden und trat zu dem Nachbarssohne in die Laube.

„Johanna,“ sagte Anton, „der Grubenpeter war eben da, ich sprach mit ihm von Dir, ich bat ihn, er möchte Dich doch etwas besser kleiden lassen; er ist ja reich und darf schon eine solche Auslage wagen. Höre, Johanna, Du dauerst mich, wenn Du so ärmlich gekleidet herumgehen mußt.“

„Was soll ich machen, Anton? Ich habe ja Niemanden, der sich meiner annimmt.“

„Johanna, Du bist in einem Alter, in dem Du selbst Dein Brod und Deine Kleider verdienen kannst; seine Tochter bist Du nicht, zudem behandelt er Dich schlecht“ —

„Laß das, Anton. Ohne ihn wäre ich Hungers gestorben. Mein Vater zog fort, um sein Leben in anderer Weise durchzubringen, nachdem er hier Alles verloren hatte, meine Mutter starb sechs Monate nach des Vaters Abreise, und ohne meinen Meister wäre ich längst irgendwo begraben.“

„Auf diese Weise bist Du seine Magd geworden?“

„Nein, Anton, mein Meister sagte mir immer: Betrachte das Haus als Dein Haus, wie ich Dich als Tochter betrachte. Du bist nicht Magd hier, sondern Kind des Hauses.“

„Ja, ich kenne den schlauen Alten,“ entgegnete Anton lachend, „das sagte er nur, damit er Dir keinen Lohn zu bezahlen braucht. Hüte Dich vor ihm, Johanna, sorge, daß Du nicht zu kurz kommst

in seiner Wirthschaft. Daß er Dich als Tochter betrachtet, glaube ich nimmermehr, aber daß er durch Versprechungen Dich Jahre lang dahinhalten will, ohne Dir den rechtmäßig verdienten Lohn zu bezahlen, das scheint mir nur zu gewiß zu sein."

„Ei, behüte, Anton! Du hast eine viel zu schlechte Meinung von meinem Herrn; wenn Du so von ihm sprichst, kann ich nicht länger hier bleiben." Damit schaute sie ihm noch einmal freundlich in's Gesicht und verschwand, indem sie ihre Grasbürde auf den Kopf nahm und heim eilte.

Langsam ging auch Anton wieder an seine Arbeit auf den Bauplatz. Indessen hatte es in der Wirthsstube einen kleinen Streit abgesetzt. Der Speyrerfritz, der sonst nicht der fleißigste Arbeiter war, hatte plötzlich den „Rappel" bekommen, er mache heute „blau", wie er sagte. Der Meister hätte ihm beim letzten Zahltag, wo er etwas Geld auf Rechnung erhielt, zwei Sechser abgezogen, was Georg aber mit dem Bemerken entschuldigte, der Speyrerfritz hätte fast einen ganzen Tag in der letzten Woche nicht gearbeitet, und daß er (der Meister) nicht verpflichtet werden könne, Arbeit zu bezahlen, die nicht gethan worden sei. Wenn der Fritz für Tage, gerade wie den heutigen, wo er „blau" mache, nicht gestatten wolle, daß man ihm vom Wochenlohn abziehe, so dürfe er es nur sagen: Zimmerleute liefen noch genug in der Welt herum!

„Sehr wohl, Herr Meister," entgegnete der Speyrerfritz, der den genossenen Wein schon etwas spürte, „ich werde vor Eurer Thüre jedenfalls nicht Hungers sterben, habe ich doch noch Geld genug bei Euch stehen, daß ich mich wohl eine Zeitlang auf eigene Kosten ausbringen kann, ohne gerade Arbeit zu haben oder zu suchen. In einer Stunde wollen wir ausrechnen."

„Das werden wir," entgegnete der Meister, „und Du wirst Dein Geld haben."

Der Speyrerfritz trank seinen Schoppen aus und ging, noch im Weggehen brummend: „Der will den Hochmüthigen spielen und steht an aller Welten Kreide." Schnurstracks verfügte sich Fritz zu seinem Freunde Grubenpeter. Dem Zimmermeister war dieser Auftritt kein neuer, aber immerhin ein peinlicher. Um frische Luft zu schöpfen, setzte er sich in die Weinlaube, die im Sommer durch ihr grünes Blätterdach und durch die lauschige, heimelige Lage in der Ecke der Hofmauer

ein freundliches Obdach bot gegen die brennenden Sonnenstrahlen. Bald trat auch die Lisabeth zu dem nachdenklich dasitzenden Manne.

„Was hat's gegeben, Vater? Hast Du mit dem Fritz Streit gehabt?" fragte sie theilnehmend.

„Es ist nichts, gar nichts, ich versichere Dich."

„Was ich eben sagen wollte, Vater, der Holzfuhrmann war vorhin da, wegen der Holzfuhre, die Du aus dem Kirchenwalde bekommen wirst. Er sagte mir aber, es dürfe nicht eher abgeführt werden, bevor es bezahlt sei. Was willst Du thun? Hast Du Geld hiefür?"

„Leider nein, gute Frau! Auch habe ich dem Steyrerfritz gekündet, in einer Stunde will der sein Geld haben, und woher nehmen? Das ist die Frage."

„Wie?" wandte Lisabeth lebhaft ein, „bist Du denn für den Rest des Schulhausbaues von E. nicht bezahlt?"

„Leider nicht!" entgegnete langsam der Zimmermeister. „Ich werde mein Geld kaum vor acht Wochen bekommen können."

„Acht Wochen zuwarten? Und das Geld wäre so nothwendig, gerade wo der Kirchenbau vor der Thüre steht!" warf lebhaft Lisabeth ein. „Wie wird das ein Ende nehmen? Geld ist keines vorhanden und die Arbeiter wollen baar bezahlt sein. Könntest Du Dir nicht aus dem Kirchenbaufond Vorschuß geben lassen? Geh, verwende Dich dafür bei den Vorstehern, beim Oberamt zu Rheinfelden! Oder soll ich es thun? Wo es noth thut, habe ich den Muth schon dazu!" fügte sie entschlossen bei.

„Halt! Da kommt die Großmutter, sie kann vielleicht helfen. Ersuche sie darum; wenn sie weiß, daß Du in Noth bist, thut sie es gewiß."

„Ich will's probiren," sagte Georg, ohne jedoch auf irgend einen Erfolg zu hoffen. Der Mutter, die ihm in Nothfällen von Zeit zu Zeit schon ziemliche Summen gegeben hatte, erzählte er seine Lage: die Kündung des Speyrerfritz und dessen Guthaben, die drängende Schuld wegen dem schon bald verarbeiteten Holze, die Nothwendigkeit der Abfuhr der zweiten Lieferung, der dringende Kirchbau, dessen Gerüstung er in nächster Zeit erstellen sollte u. s. w. Die alte Frau machte zuerst Einwendungen, Georg wisse, wie sie ihm ja Alles gegeben habe, was sie besessen, wie sie jetzt ganz mittellos sei und vielmehr darauf halten müsse, daß er ihr, nachdem er ihr Vermögen verbraucht

habe, eine bis zu ihrem Tode gesicherte Lage verschaffe. Es thue ihr sehr leid, aber sie könne halt die Sache nicht ändern. Die Ausflüchte der Mutter aber bewiesen dem Sohne, daß sie sich noch im Besitze von Geld befinde, um das sie sich nur ängstlich wehre.

Als er endlich einen schärfern Ton anschlug und der Mutter erklärte, welche üble Folgen es haben könne, wenn sie ihn in der Verlegenheit belasse, da erschrack sie und nun war das Eis gebrochen, das noch das im süßen Besitz schwelgende Herz umgab.

„Nun in Gottes Namen," sagte die Großmutter seufzend, „ich habe geglaubt, ich wolle die hundert Kronenthaler, die ich noch besitze, für die Zeit der äußersten Noth aufsparen, nun sehe ich, daß sie schon da ist. Ich will Dir das Geld holen, Sohn, aber das sage ich, es ist mein letztes und ich knüpfe die Bedingung meines Lebensunterhaltes daran. So lange ich lebe, hast Du mich zu verpflegen, wie ein Sohn seine Mutter pflegen soll" —

„Habt keine Sorge, Mutter; es soll Euch an nichts fehlen, was unser Stand für Euch beanspruchen darf; hier meine Hand."

„Ich vertraue Dir, Georg," sagte die Großmutter und drückte bekräftigend die dargebotene Rechte ihres Sohnes, der in wenigen Minuten einen alten Strumpf mit hundert Brabanterthalern aus der Hand der Mutter empfing. Die Noth war momentan gehoben.

Das Familiengespräch, das Georg mit seiner Frau und seiner Mutter in der Weinlaube geführt hatte, war von Jemandem unwillkürlich belauscht worden. Im anstoßenden Garten arbeitete ein Mann, der als Geschirrflicker, Hausirer, Maulwurffänger und Gärtner das ganze Land Jahre lang durchwanderte und überall bekannt und wegen seiner Gutmüthigkeit beliebt war. Man nannte ihn nur den „Hausirerfranz". Der Hausirerfranz hatte heute Morgen bei des Zimmermanns eingekehrt, für einen Schoppen das alte zerbrochene Geschirr mit Drähtlein wieder fein sauber geheftet und hatte für den Nachmittag den Auftrag erhalten, den Garten wieder etwas aufzuputzen, den Buchs zu schneiden und da und dort nachzuhelfen, wozu die vielbeschäftigten Leute vom Hause nicht Zeit fanden. Es war seine Gewohnheit, über Alles, was er hörte und sah, seine Glossen zu machen; Recht und Unrecht einer Thatsache wog er immer vor seinem Gewissen wie eine ihn selbst berührende Angelegenheit ab. Das hieß er „philosophiren". Es wollte ihm nun gar nicht in den Kopf, daß die Groß-

mutter so vollständig ihr Vermögen dahingeben sollte, um eine momentane Geldverlegenheit ihres Sohnes zu heben. „Die Leute werden immer älter und immer dümmer," philosophirte er bei sich. „Heißt man das in solchem Alter klug handeln? Arme Großmutter! gib Acht, daß Du nicht Dein Brod bei fremden Leuten erbetteln mußt, statt einen ruhigen Wittwensitz zu genießen."

Währenddem der Hausirerfranz so mit sich selbst sprach und an den Spalierbäumchen der Gartenmauer herum handtierte, traten zwei Gäste in die Weinlaube. Es war der Speyrerfritz mit dem Grubenpeter.

Die Beiden führten ein leise gehaltenes Gespräch, das indeß doch, als sie sich an den Ecktisch der Weinlaube setzten, von dem Hausirerfranz gehört werden konnte.

„Ich habe Dir schon gesagt, Fritz," erklärte eifrig werdend der Grubenpeter, „daß ich Dir kein Geld zu Deiner Niederlassung geben kann; zwei Zimmerleute hier, dabei kann keiner bestehen — nein, nein, es geht nicht, und wenn Du mir fünfzehn Prozent Zinsen bezahltest."

„Keine Sorge, mein Freund," entgegnete der Zimmergeselle leise; „ich werde den Georg bald herunter gebracht haben, ich werde zu Preisen arbeiten, die er nicht aushalten kann" —

„Braucht sich gar nicht. Georg thut dies selbst, es ist wahrhaft Schade um ihn," sagte der Grubenpeter mit höhnischem Lächeln, „er ist ein braver Mann, aber er unternimmt zu viel, er geht von selbst zu Grunde. Ich will aber die Hände nicht im Spiel haben. Zudem ist er mein Schuldner, ich habe ihm auf dieses schöne Haus da Geld geliehen, und man soll nicht sagen können, der Grubenpeter habe den Zimmermann in's Unglück gestürzt! Nein, bei der heiligen Jungfrau nein!"

„Peter, Ihr gebt mir zweihundert Kronenthaler, um mich als Meister niederzulassen; ich habe auch einige Ersparnisse, habe auch noch Geld bei dem Meister stehen — und dann gebe ich Euch die Versicherung, daß dies Haus bald Euer sein wird; dann könnt Ihr die Strohhütte mit dem schönen, neuen Ziegelhaus vertauschen."

Die Augen des Alten funkelten. „Ja, wenn es Dir aber nicht gelingt, was Du Dir in den Kopf setzest, wie dann?"

„Ich versichere Euch, der Meister ist in Verlegenheit, er will selbst eine neue Hypothek auf sein Haus machen lassen."

„Eine neue Hypothek?“ murmelte der Grubenpeter halblaut. „Dann würde die Sicherheit der meinigen geschwächt. Nein, nein, es geht nicht! Ich darf das nicht geschehen lassen; ein zweiter Zimmermeister im Ort schadet meinen eigenen Interessen.“

„Und wenn Georg plötzlich stürbe?“ warf der Speyrerfritz lauernd ein und beobachtete scharf die Wirkung, welche dieses Wort auf den Peter ausübte.

„Wie? Was sagst Du?“ fuhr Jener erschrocken auf.

„Ich? Ich sagte nichts,“ machte der Speyrerfritz, indem er gleichgültig auf dem Tischblatt trommelte. „Aber — wie leicht kann nicht ein Unglück geschehen?“ fuhr er fort, indem er lauernd seine Augen auf den Peter heftete.

„Wie meinst Du das?“ entgegnete der Angeredete, indem er den Speyrerfritz scharf in's Auge faßte.

„Wenn bei einem hohen Bau, etwa bei einem Kirchenbau — ein schlecht befestigtes Brett, ein wurmstichiger Laden — krachte — wenn man so ganz oben ist, auf dem Gerüste“ —

„Die Beiden verstehen sich vortrefflich!“ murmelte der Hausirerfranz hinter der Gartenmauer.

„Was war das?“ fuhr plötzlich der Grubenpeter auf. „Sprach nicht Jemand in der Nähe?“

„Ach nein, seid nur ruhig, Grubenpeter. Ihr glaubt also —?“

„Was?“

„Wenn ein verfaultes Dielstück krachte“ —

„Ich will nichts gesagt haben. Unglücksfälle sind, Gott sei Dank, bei uns selten. Ich will nichts gesagt haben, ich wasche meine Hände in Unschuld. Lebe wohl, Fritz.“ Und indem der alte Peter noch einen Blick auf das Haus warf, das ihm so sehr in die Augen stach, murmelte er im Abgehen: „Teufel, es könnte mir sehr gefallen, dies Haus da, doch ich wasche meine Hände in Unschuld; ich will nichts gesagt haben.“

Der Speyrerfritz saß lange stillschweigend und brütend am Tisch, dann erhob er sich langsam und ging zu seinem Meister in die Wirthsstube, den er bat, wieder in Arbeit bleiben zu dürfen; er habe gefunden, es sei nicht recht, den Meister in der Arbeit stecken zu lassen, wo man dieser Tage mit dem Gerüsten des Kirchthurms beginnen werde; er wolle nun noch bleiben, bis die Kirchenarbeit fertig sei, dann

wolle er sein Heil anderwärts suchen. Georg war damit zufrieden. Fritz blieb.

Vierzehn Tage waren verflossen seit der letzten Unterredung, die zwischen dem Grubenpeter und dem Speyrerfritz stattfand.

Die Herbeischaffung des benöthigten Holzes hatte dem Zimmermann Georg, nachdem durch den Vorschuß der Großmutter die Bezahlung ermöglicht worden war, die Mittel in die Hand gelegt, die Gerüstung des Kirchthurms zu unternehmen. Schon standen die mächtigen Tannen, mit dem Thurm durch gewaltige, solide Querhölzer verbunden, schon konnte man aus der Anlage der einzelnen Theile schließen, daß eine kundige Hand das Ganze leitete. Georg war täglich und stündlich am Thurm, um die Arbeit zu überwachen. Dabei war ihm der Speyrerfritz thätig zur Seite. Er schien überhaupt ein ganz anderer Mensch geworden zu sein, war still und ordentlich und arbeitete, was man nur von ihm verlangte, so daß der Meister sich herzlich über diese Umkehr zum Bessern freute. Da gerade zur Sommerszeit Mangel an Arbeitern war, hatte Georg auch den Hausirerfranz, der ein starker und muthiger Mann war, veranlaßt, während des Baues Handlangerdienste zu verrichten. Franz hatte zugesagt, weil er wußte, daß in der Sommerszeit sein Handwerk nicht besonders rentirte. Zudem war es ihm angenehm, im Hause bei ordentlichen Leuten zugleich Kost und Wohnung zu erhalten. Mittags und Abends, wenn die Arbeit ruhte, machte er gewöhnlich hinter dem großen Ofen in des Zimmermanns Wohnstube sein Mittagsschläfchen.

So schlummerte er eines Tages an dem gewöhnlichen Plätzchen, als die Stubenthüre aufging und der Grubenpeter hereintrat. Der Zimmermeister Georg saß am Tische und schaute nachdenklich zum Fenster hinaus.

„Ei, ei," sagte der Grubenpeter zu sich, „der Nachbar ist in böser Laune; die Geschäfte müssen nicht besonders stehen!" und dann fügte er halb gutmüthig, halb höhnisch lächelnd hinzu:

„He, Nachbar Jörg, Ihr macht ja ein Gesicht, wie wenn Euch sämmtliche Gerüststangen am Kirchthurm mitten durchgefault wären!"

„Nachbar Peter," entgegnete der Angeredete, „ich könnte nicht über den Gang der Geschäfte klagen, indessen" —

„Desto besser, desto besser! Freut mich, das zu vernehmen, somit wird es Euch ohne Zweifel ein Leichtes sein, mir die hundert Bra-

banter zurückzuzahlen, welche ich Euch, Ihr wißt, bei dem Bau Eurer Scheune geliehen habe und für die Ihr mir auf Martini einen Schuldschein ausgestellt habt? Ich könnte das Geld gegenwärtig brauchen."

„Auf Martini," sagte der Zimmermeister, „werde ich es Euch gewiß zurückerstatten können, jetzt aber — Ihr macht nur Spaß?"

„Seid ohne Sorgen, Nachbar Jörg, ich werde Euch nicht in die Quere kommen."

„Nachbar Peter," sagte der Zimmermeister halblaut, „wir sind nun unter uns und ich darf Euch schon etwas anvertrauen: die Zahlungen gehen gegenwärtig schlecht ein, ich bin ein wenig in Verlegenheit — wenn ich gerade zweihundert Kronenthaler bekommen könnte, so wäre mir für lange geholfen und der Kirchenbau dürfte rasch vorwärts gehen."

Der Hausirerfranz war in Folge des Gesprächs erwacht, hielt sich jedoch still, um nicht zu stören und den Erfolg der Unterredung abzuwarten. Halt, dachte er, der alte Grubenpeter führt wieder etwas im Schilde und der Zimmermann spielt das Schaf, das nach der Metzg brüllt.

„Ei," entgegnete der Grubenpeter, nachdem er dem Zimmermeister nachdenklich zugehört, „wer ist gegenwärtig nicht in Geldnöthen, — die Zeiten sind schlecht, — ich selbst habe Geld entleihen müssen" —

„Ihr selbst?" rief Georg erstaunt.

„Ich selbst — ja, wie sollte das nicht möglich sein? Die Leute halten mich immer für reicher als ich bin — und die heilige Jungfrau weiß das, — ich habe so schlechte Zeiten gehabt, wie irgend Einer. — Indessen," fügte er nachdenkend und den Kopf wiegend hinzu, „zweihundert Kronenthaler! Zweihundert Kronenthaler ist noch keine Summe, deren halber man in den Rhein springt. Freunde, die Geld haben, gibt es noch überall" —

Freunde zu fünfzehn vom Hundert, dachte der Hausirerfranz hinter dem Ofen.

„Schade, Nachbar," fuhr der Grubenpeter fort, „daß Ihr mir dies nicht gestern gesagt — als ich in die Stadt zum Stiftsverwalter ging" —

„Ihr hättet sie mir verschaffen können?" fragte der Zimmermeister lebhaft.

„Ich hätte vielleicht das Geschäft gleichzeitig mit dem meinigen abthun können — obschon es jetzt schwer hält, Geld aufzunehmen; ich hätte die zweihundert Kronenthaler mit denen bringen können, die" — und hierauf legte der Grubenpeter einen bemerkbaren Nachdruck, „noch zu Hause liegen."

„Frau! Lisabeth, bringe eine Flasche Wein. Wenn wir eine Flasche zusammen trinken würden, Nachbar Peter?" Die Lisabeth war indessen nicht anwesend und Meister Georg bemühte sich selbst in den Keller, eine Flasche vom Bessern heraufzuholen. Der Wirth schenkte ein, die Beiden tranken zusammen.

„Fatal ist es nun schon," begann der Grubenpeter wieder, „daß Ihr mir gestern nichts gesagt, — heut ist es nun freilich zu spät. Mein guter Freund, der Stiftsverwalter, hat mir den Vorschuß aus eigener Kasse gemacht, — ob er heute noch Geld zur Verfügung hat, möchte ich fast bezweifeln. — — Hm, ein recht braver Wein, das!"

„Die Summe wäre gerade recht gekommen," fuhr Georg wieder fort. „Nachbar, habt Ihr wirklich dieses Geld so nothwendig?"

„Nun, ich will Euch etwas sagen, Georg, — Hm, hm!" hustete der Alte, „seht, es will mit mir nicht mehr so recht gehen, wie vor Zeiten; ich werde alt und da habe ich gedacht, mir so ein Faß Wein anzuschaffen, um mich in meinen alten Tagen noch in Etwas zu laben. Wäre das nicht, so würde ich keinen Augenblick gesäumt haben, Euch zu den gleichen Bedingungen, wie" — und indem er den Ton änderte, fuhr der alte Fuchs fort: Was mag gegenwärtig der Saum Wein von dieser Qualität kosten?"

„Sechs Kronenthaler der Saum, ohne Markten. Aber in meinem Keller habe ich noch welchen, der trefflich für Euch paßt, den ich aber nicht unter acht Kronenthalern erlassen kann; es ist ein alter, gesunder Wein und damit läßt sich vielleicht die Sache einleiten, entgegnete nach einiger Zögerung der Zimmermeister. „Ihr gebt mir Euere entlehnte Summe und ich liefere Euch den Wein! Nicht wahr?"

„Wo denkt Ihr hin, Nachbar?" fuhr der Grubenpeter anscheinend erstaunt auf. „Was sollte ich mit so vielem Wein machen? Nein, das kann mir nicht in den Kram passen. Ein Faß Wein will ich gerne auf Rechnung nehmen und gebe Euch die zweihundert Kronen gegen Schuldschein. Zins wie gewohnt sechs vom Hundert, ich muß meinem Freunde in der Stadt fast so viel geben; dann habe ich ihm

noch einen Sack Hafer versprochen, den müßt ihr mir natürlich ersetzen."

„Ein Sack Hafer? Galt sechs Gulden am letzten Markt! Muß mich nun freilich dazu bequemen, wenn ich nicht die Kirchenvorsteherschaft der Arbeiten wegen beständig auf dem Rücken haben will! — Es ist nun gleichgültig, ob ich einen Sack mehr oder weniger habe, Ihr leistet mir hiedurch einen Dienst, den ich nicht gering anschlage."

In zehn Minuten war der Geldjude mit seiner Summe in des Zimmermanns Wirthschaft. Georg begann, nachdem sie noch eines getrunken hatten, die Summe zu zählen.

„Das ist doch sonderbar!" sagte er.

„Was?"

„Nun zähle ich das Geld zum dritten Mal, und immer finde ich vier Brabanterthaler zu wenig."

„Ganz richtig!" fiel schnell der Grubenpeter ein, „Ihr habt Recht, ich vergaß dies noch zu sagen: ich habe vier Thaler zurückbehalten, da ich sonst ganz ohne Geld wäre für die Haushaltung. Sollt sie nächstens wieder bekommen, Nachbar Georg!"

„Seht, Nachbar Georg, wir machen die Angelegenheit in folgender Weise fertig: Ihr schuldet mir, abgesehen von der Summe, welche hypothekarisch auf dem Hause haftet, einhundert Kronthaler zahlbar auf Martini, und die heutigen zweihundert zahlbar auf den Sommer-Johannitag. Wir schlagen die dreihundert Thaler in einen Schuldschein zusammen, setzen die Interessen noch bei — und dann gebe ich Euch Euern Schuldschein, auf Martini lautend, wieder zurück. Nicht wahr, so ist's Euch recht?"

„Nun ja, ich bin einverstanden," entgegnete der Geldbedürftige, der froh war, in irgend einer Weise zum Ziele zu kommen. Schnell war Feder und Tinte bei der Hand; der Grubenpeter hatte als Mann des niedern Bankgeschäftes Stempelpapier stets bei sich; er diktirte den Schuldschein und der Zimmermeister schrieb ihn. Nachdem ihn der Gläubiger aufmerksam durchgelesen, gefaltet und sorgsam in seine alte Lederbrieftasche verwahrt hatte, fiel ihm noch bei, daß das Stempelpapier vier österreichische Sechser koste, was Georg noch gleichzeitig berichtigen möchte, damit die Sache in Ordnung wäre. Den eingelösten Schuldschein werde Georg wohl selbst in seiner Behausung holen wollen, meinte der alte Harpax. Georg aber ersuchte ihn, den

Schein herüber zu bringen, sie wollten dann noch eine Flasche zusammen trinken; darauf ging er weg, die Geldsumme zu verwahren und dem Sohne Auftrag zu geben, einen Sack Hafer und ein Faß Wein zu dem Nachbarn hinüber zu führen. Unterdessen wolle er beim Thurme nachsehen, wie weit die Gerüstung den Vormittag vorgeschritten sei; er werde bald wieder da sein, Lisabeth solle unterdessen eine frische Flasche Wein heraufholen. Mit diesen Worten ging er weg und wandte seine Schritte der Kirche zu. Er sollte nicht mehr lebend zurückkommen.

Der Zimmermeister hatte das Haus verlassen, als der Speyrerfritz nach einer halben Stunde in die Stube trat. Er mußte gesehen haben, wie der Meister das Haus verließ, er drückte sich deßhalb leise und ruhig in die Weinlaube, so daß Jener, ohne ihn zu bemerken, sorglos an ihm vorbeiging. Als der Speyrerfritz in die Stube trat, saß Peter gemüthlich am Tische, in einem Selbstgespräch begriffen:

„Das Haus gehört mir nun schon mehr als zur Hälfte an, Du machst Dich, Peter! Du wirst ein reicher Mann werden, wenn das so fort geht!" Und dabei rieb er sich selbstgefällig die Hände.

Wie erschrack er aber, als der Fritz in ganz verstörten Zügen, todtenbleich und zitternd in die Stube trat.

„Ei, wie siehst Du denn aus?" rief er ihm entgegen. „Du siehst ja aus wie der Tod von Basel!"

„Ich? Wie sollte ich aussehen?"

„Bist Du krank?"

„Nein, das bin ich nicht, aber man könnte wohl — nachdem" —

„Nachdem? — Lege Dich in's Bett, ich will unterdessen nach Hause, dem Zimmermann den Schuldschein zu holen, den er durch einen andern ersetzt hat."

„Der Meister?" rief der Zimmergeselle in Verwirrung.

Der Hausirerfranz lauschte mit gespannter Aufmerksamkeit und eiserner Unbeweglichkeit hinter dem Ofen.

„Fritz, Du hast etwas! — Großer Gott! — Es ist etwas vorgegangen. Ich habe Dich noch nie so gesehen."

„Ihr wißt doch, Peter, was wir letzthin" —

„Ich? ich weiß von nichts" —

„Ich denke doch, Ihr hättet mir jüngsthin versprochen, in Betreff meines Meistergewerkes" —

„Ich habe Dir nichts versprochen!"

„Indessen sagtet Ihr" —

„Ja, ich sagte Dir, wenn Georg nicht mehr wäre, wenn — doch ein Unglück ereignet sich nicht so schnell!"

„Wer weiß, Peter, es kann über Nacht" —

Kaum hatte der Speyerfritz diese Worte gesagt, als auf dem Platze draußen Lärm entstand. Der Speyrerfritz fuhr erschreckt zusammen. Durch das Fenster sah man auf dem Platze Leute eilig und erschrocken zusammenlaufen, es wurde gerufen und gejammert. Alles, was sich in der Stube befand, lief hinaus, auch der alte Hausirerfranz verließ eilig den Ofenplatz, wo er Zeuge von Allem gewesen, was in diese Geschichte wesentlich eingreift. Aus dem obern Stockwerke eilten die Lisabeth, die Großmutter, aus der Scheune Anton herbei. Jeder fragte und rief:

„Was gibt's? Was ist geschehen? Wo brennt's?"

Plötzlich stürzte athemlos der Nachbar Martin herbei, Andere folgten ihm:

„Um Gotteswillen, Frau — faßt Euch — Euer Mann — vom hohen Gerüste herab — ein Brett muß schlecht befestiget" —

Mehr brachte der gute Mann nicht heraus.

„Großer Gott, mein Mann! — Mein Sohn! Der Vater!" riefen zum Tode erschrocken die Frau, die Mutter und der Sohn des Verunglückten. Die Lisabeth sank ohnmächtig in die Arme der Großmutter und des Sohnes.

„Welch ein großes Unglück!" rief mit erkünsteltem Schmerze der Grubenpeter, indem er den Speyrerfritz ansah.

„Ja, das ist ein großes Leid für die Familie," entgegnete in voller Verwirrung der Zimmergeselle. „Seht Ihr, Nachbar Martin, das kann so vorkommen — ein Brett unrichtig gelegt" —

Doch dieser wandte sich und eilte der Unglücksstätte zu, die beiden Frauen der Obsorge der Zurückbleibenden überlassend.

„Schweig doch, Thor," raunte der Grubenpeter dem Zimmergesellen in's Ohr, „Du verräthst Dich" —

„Den Schuldschein könnt Ihr dem Meister auch nicht mehr zurückgeben, der ist jetzt todt!"

„Schweigen wir deßhalb Beide."

„Es gibt noch ein Gewissen, das nie schweigt," raunte ihnen der

Hausirerfranz zu, der Beide scharf in's Auge gefaßt hatte. „Denkt an den Hausirerfranz!"

— — —

Es war im Jahre 1712. Seit der Zimmermann todt ist, hat es in dem Hause seiner Wittwe ziemliche Aenderungen gegeben. Anscheinend geht Alles im alten Gange fort, gehen wir aber tiefer auf den Grund des Hauswesens ein, so treffen wir Manches, das wir hier zum Verständniß des Lesers erörtern müssen.

Der Anton, obschon ein kräftiger, intelligenter und fähiger Bursche, noch minderjährig, er war noch nicht Geselle und durfte somit das Geschäft des Vaters auf eigene Rechnung nicht fortbetreiben. Der Grubenpeter, der nun Hausfreund und Beistand der Wittwe wurde, hatte den Betrieb des Handwerks und den Fortbau der Kirchenrenovation dem Speyrerfritz übertragen, obschon diesem oft graute, an dem Kirchthurm, der ihn an sein Verbrechen mahnte, zu arbeiten. Indessen war er nicht Polier, sondern Meister im Haus, schloß Kauf und Verkauf von Holz, Steinen, überhaupt von Allem ab, was das Geschäft erforderte. Die Zimmermannsfrau führte dagegen die Wirthschaft.

Dem Anton aber wurde es zu enge im väterlichen Hause, er fühlte sich durch den Speyrerfritz, den er gründlich haßte, bei Seite geschoben und verdrängt; das bewirkte, daß er nicht mehr arbeitete, daß überhaupt auch sonst keine Ordnung im Hause mehr war. Der Eine, aus seinem Eigenthum verdrängt, hielt nichts mehr darauf; der Andere suchte das Geschäft zuerst zu ruiniren, um es dann zu billigem Preise an sich zu ziehen, der Dritte, der Grubenpeter, hatte dabei auch seine Spekulation. Anton mußte einsehen, daß das ganze Heimwesen über kurz oder lang auseinander fallen müsse, deßhalb war es ihm gleichgültig, ob es heute schon geschehe, oder erst in einem halben Jahr. Mit dem Speyrerfritz konnte und wollte er nicht unter einem Dache wohnen, und wenn es auch für acht oder vierzehn Tage wieder geschah, so war dies der längste Zeitpunkt in dem ganzen Jahr gewesen. Das Johanneli, das zu einer blühenden Jungfrau aufgewachsen war und den Anton innig liebte, machte ihm manchmal wohlgemeinte Vorstellungen über diese Lebensart, Anton versprach Besserung, aber es war ihm nicht möglich, das Versprechen zu halten. Die übrige

Zeit trieb er sich bei auswärtigen Meistern als Geselle um geringen Lohn herum, zu dem er sich verstehen mußte, da er von der Lehrzeit noch nicht freigesprochen war. Auch, wenn es ihm einfiel, zog er mit des Vaters alter Jagdflinte in die Jagdreviere, um bald einen Hasen oder ein schönes Reh, wie es damals in unsern Bergen noch viele gab, der Mutter mit heimzubringen. Mutter und Großmutter liebte er herzlich, aber im Hause konnte er nicht bleiben. Je mehr er seine Mutter liebte, desto peinlicher war es ihm, zu hören, wie von Seite des Speyrerfritz die nachtheiligsten Gerüchte über ihren Ruf ausgestreut und verbreitet wurden. Das that ihm in der Seele weh und wo er Gelegenheit hatte, seine Mutter gegen solch dorfläufiges Geschwätz in Schutz zu nehmen, geschah es mit solcher Energie und mit solchem Eifer, daß man voraussehen mußte, es werde einmal zwischen ihm und dem Speyrerfritz etwas absetzen.

So kam der Jahrestag des Unglücksfalles am Kirchthurme heran. Des Zimmermanns Familie war in der Frühmesse gewesen, um gewohntem Gebrauche nach das Andenken des Verstorbenen in stillem Gebete zu feiern. Als man heim kam und vom Frühstücke weg an die Arbeit sich begeben wollte, klopfte Anton dem Speyrerfritz auf die Schulter. Dieser sah ihn betroffen an. Der junge Mann war todtenblaß.

„Ich habe mit Dir zu sprechen," sagte er kalt und trocken.

„Mit mir?" fragte der Fritz fast erschrocken.

„Ja, mit Dir," entgegnete Anton fest. „Ich habe lange darüber nachgedacht, was und wie ich Dir's sagen wollte. Am Grabe meines Vaters wurde der Entschluß reif. Es gehen sonderbare und böse Gerüchte über meine Mutter."

„Großer Gott! über Deine Mutter? — Sie ist ja die bravste Frau der Welt!"

„Gerüchte Deinetwegen und Ihretwegen" —

„Meinetwegen?"

„Ich verlange, daß dies Gerede aufhört."

„Ich verlange auch nichts Besseres, Anton," entgegnete der Speyrerfritz besänftigend.

„Um diese Gerüchte zu widerlegen," sagte Anton, und seine Brust arbeitete gewaltsam; man sah ihm an, daß es ihn Mühe kostete, die Worte herauszupressen, „gibt es nur ein Mittel — Gott steh' mir bei!" sagte er halblaut für sich —

„Was denn?“ fragte der Speyrerfritz gespannt.

„Du mußt“ —

„So sag' es doch heraus!“

„Du mußt meine Mutter heirathen!“

Der Speyrerfritz fuhr erstaunt einen Schritt zurück. „Wie, ich? — Deine Mutter? — Aber Du spaßest!“

„Du magst es für Spaß aufnehmen — mir ist es fürchterlicher Ernst. Du wirst Dir denken können, was ich von der Sache halte. Glaubst Du, daß mich dieser Vorschlag, den ich Dir mache, nicht in meinen heiligsten Gefühlen, in meiner Erinnerung an die ganze Jugendzeit verletzt? Aber es muß geschehen — und es geschieht!“ setzte er mit ernster und tiefer Stimme hinzu.

„Aber Du wirst mir doch Zeit lassen, mich hierüber zu bedenken. Mein Interesse“ —

„Dein Interesse? Ich kenne Deine Interessen. Meine Mutter hat mir davon erzählt. Mit Hilfe des Grubenpeters willst Du die Werkstätte kaufen. Die Werkstätte gehört mir, und das, was Du besitzest, reicht nicht, sie zu bezahlen. Ich weiß, der Grubenpeter wird uns verfolgen und verganten, wenn es ihm möglich ist, — heirathest Du meine Mutter, so erhältst Du das Geschäft und da es Dein ganzer Ehrgeiz ist, Meister zu werden, so wird dieser dadurch vollkommen erfüllt. Du siehst, ich bin ruhig und kalt. — Nun entschließe Dich!“

Diese Worte waren, entgegen dem Ausspruche des Sprechers selbst, mit Heftigkeit gesprochen.

Der Speyrerfritz suchte ruhig zu bleiben, indem er beschwichtigend sagte: „Aber Anton, man kann sich ja besprechen, ohne gerade in Eifer zu gerathen; Du stürzest daher wie der Sturmwind, wer könnte dabei ruhigen Kopf behalten? — Und dann müßte man zuerst Deine Mutter hören, was sie dazu sagt.“

Dem Speyrerfritz kam dieser Vorschlag gelegen und ungelegen. Einmal hatte er die Absicht, sich zu etabliren, mit der Heirath nun war die Sache in Ordnung, dann hatte er erst vor Kurzem vom Johanneli, dem er einen Heirathsantrag gestellt, in aller Form einen Korb erhalten, so daß er in der so eben projektirten Heirath ein kleine Rache dafür empfand; dagegen war es ihm sehr unlieb, die Wittwe Georgs zu heirathen, an dessen Namen sich die unangenehmste Er-

innerung seines Lebens knüpfte, obgleich ihm die stattliche Figur der Wittfrau nicht übel gefiel.

Während die Unterhandlung zwischen Anton und dem Speyrerfritz im untern Stockwerk stattfand, hatte sich der Grubenpeter bald nach der Kirche zu Frau Lisabeth begeben und ihr angekündigt, daß er im Besitze zweier Schuldscheine sei, die ehrlich, recht und eigenhändig von dem leider! so unglücklich verstorbenen Zimmermeister unterzeichnet worden, der eine im Betrag von hundert Kronthalern, der schon von früher her datire. (Es war der Schein, den der Grubenpeter am Todestage hätte zurückgeben sollen, da diese Summe in dem an diesem Tage aufgestellten Scheine schon inbegriffen war.) Der andere — die gute Frau Lisabeth werde es wohl wissen, wie er ihrem Manne am Todestage dreihundert Kronthaler geliehen habe; es würde ihm deshalb sehr lieb sein, wenn die Frau Lisabeth im Stande wäre, ihm die vierhundert Brabanter zurückzuzahlen. Die Wittwe verwahrte sich jedoch des Feierlichsten dagegen, daß Grubenpeter ihrem Manne heute vor einem Jahre dreihundert Kronenthaler geliehen hätte; es hätten sich nur zweihundert vorgefunden, Peter müsse sich sicher irren oder der Schein müsse falsch sein, was indessen Grubenpeter mit dem von des Zimmermanns eigener Hand vollständig ausgeschriebenen Schuldschein und unter Betheurung seiner Unschuld auf das Lebhafteste von der Hand wies.

Es war der Wittwe nicht möglich, die Aechtheit der Unterschrift, überhaupt des ganzen Schuldbriefes zu leugnen, aber wie kam es, daß darin von dreihundert Thalern stand, während sich nur zweihundert in dem Fache vorfanden, in welches Georg kurz vor seinem Tode das Geld gelegt hatte und wozu er den Schlüssel noch bei sich trug? Es war ihr unerklärlich. War die Schuldenlast ohnehin schon drückend genug, so wurde sie dadurch noch bedeutend höher gesteigert; sie sah den Ruin des Hauses vollständig vor sich. Dieser Erkenntniß folgte ein Thränenstrom, der nicht enden wollte.

„Ich weiß noch ein Aushilfsmittel, wertheste Frau Lisabeth," sagte der Grubenpeter, dem diese Situation anfing peinlich zu werden.

Lisabeth schaute thränenden Auges auf.

„Und das wäre?" seufzte sie mit erstickter Stimme.

„Wenn ich das Haus, sammt Hausrath, Land und Reben auf eine Gant kommen ließe, sagte der Gruberpeter mit langsamer Be-

tonung, „und ich kann das, ich habe das Recht dazu, so würden ich und die andern Gläubiger, die auch noch Theil haben, kaum die schweren Gantkosten aus dem Erlös herausschlagen, denn der Werkplatz mit dem Holzvorrath, das Alles ist sehr herabgekommen seit einem Jahr, seit der leider zu früh verstorbene Georg" —

„Ach Gott!"

„Seit Georg das Unglück hatte — ja, das Geschäft ist sehr heruntergekommen. Ich würde Euch deshalb den Vorschlag machen, es abzutreten."

„Abzutreten?" fuhr die Lisabeth erschreckt auf. „Es gehört ja eigentlich meinem Sohne, der es fortbetreiben wird, sobald er großjährig geworden."

„Aber, Frau Lisabeth, Euch bleibt immerhin noch die Wirthschaft, Ihr behaltet die Reben und dann wird die Sache auch fernerhin ihren Fortgang haben; — gute Leute gibt es stets; — der Peter ist noch immer bei der Hand gewesen, wo es Noth that. — Dann auch dürft Ihr nicht allzusehr auf Euern Sohn rechnen, Ihr wißt, er ist ein Thuenichtgut, zieht überall in Wald und Feld umher, kann bei einem Meister kaum acht Tage bleiben, hat keine Ruh' und keine Rast" —

„Leider wohl! ich weiß es nur zu gut," sagte mit betrübtem Herzen die Mutter, die den Beweggrund nicht kannte, warum es den Sohn nicht mehr zu Hause litt.

„Die Abtretung des Geschäfts an den Fritz wäre somit das beste Mittel, Euch aus der Verlegenheit zu ziehen und mir zu meinem Gelde zu verhelfen. Ich habe da so einen Gedanken! Euer Geselle, der Fritz, ist ein braver Bursche — wie ich ihm von dem Plane sagte, hat er mich zuerst aus Rücksicht für Euch gar nicht hören wollen, aber endlich hat er die Sache begriffen und er will in Euerm Interesse das Opfer bringen. Der Fritz hat nämlich aus dem Reich eine kleine Erbschaft gemacht, hat auch noch etwas Erspartes und damit will er sich entschließen, Euch das Geschäft abzukaufen; statt Euch nun das Geld zu geben, tilgt er zum Theil meine Schuldscheine und für den Rest werden wir uns unter einander schon verständigen."

„Du mein Gott, dann habe ich ja nichts mehr; auf Haus und Land habt Ihr ja selbst Hypothek — und die andern Gläubiger?"

„Es bleibt Euch dann noch immer die Wirthschaft," begütigte der Grubenpeter.

„Der Werkplatz, das schöne Holz, das noch daliegt, nein! Das hieße man nicht verkaufen," jammerte die Frau, „das hieße man muthwillig sein eigen Glück zum Fenster hinauswerfen!"

„Was wollt Ihr machen, gute Frau? Wißt Ihr bessern Rath? Laßt es nicht auf eine Gant ankommen, ich rathe Euch nicht, das Aeußerste auf's Spiel zu setzen."

„Wie soll ich es denn anstellen, damit ich am mindesten Schaden leide, Herr Nachbar?"

„Ueberlaßt das mir," entgegnete dieser, hocherfreut, daß die Frau auf seinen Vorschlag einging, „überlaßt das mir, auf einem halben Bogen Stempelpapier werde ich die Abtretung niederschreiben, Ihr sollt nicht zu Schaden kommen. Auf Wiedersehen, Frau Lisabeth!" machte der Fuchs, indem er demüthig und bescheiden zur Thür hinausschlich.

Es verging keine halbe Stunde, so stand der Grubenpeter wieder in der Stube, ein noch schriftnasses Papier sorgsam in den Fingern haltend. Er trat ordentlich einige Schritte zurück, als er, in die Stube tretend, die Wittwe des Zimmermanns, ihren Sohn Anton, die alte Mutter und den Speyrerfritz in einer Gruppe beisammen stehen sah.

„Frau Lisabeth," sagte er, ohne viel auf die Andern Rücksicht zu nehmen, „hier ist das bewußte Schriftstück, in aller Form Rechtens abgefaßt, ehrlich und gerade, wie es einem braven alten Manne wohl ansteht" —

„Die Schrift ist nicht mehr nothwendig, Nachbar Peter," sagte der Speyrerfritz, indem er dem Alten das Papier aus den Händen riß und zerknitterte, „Frau Lisabeth zieht vor, Euch zu bezahlen. Ihr wißt, ich habe eine kleine Erbschaft gemacht, ich habe selbst noch mein Erspartes bei Euch stehen" —

„Ja wohl, ja wohl! Aber was soll das? — Das schöne Stempelpapier" — entgegnete der Grubenpeter ganz verblüfft.

„Ich heirathe die Wittwe und damit ist Alles gesagt!" bemerkte rasch der Speyrerfritz.

„Frau Lisabeth?" rief der Grubenpeter in gerechtem Erstaunen, und sein ohnehin schon langes und gelbes Gesicht wurde wesentlich länger und gelber; doch suchte er bald wieder einzulenken, die Verlegenheit wich nach und nach und es gelang ihm, endlich herauszustoßen:

„Wünsche bestes Glück — und Wohlergehen, verehrtes — Brautpaar!“ während er heimlich fluchte und raisonirte: „Daß Dich Dieser und Jener! Hat mich der Kerl geprellt, prell' ich ihn wieder!“

In drei Wochen war die Hochzeit der Frau Lisabeth mit dem Speyrerfritz. Anton hatte sein Ziel erreicht, er hatte wenigstens die Ehre seiner Mutter gerettet, an der Hochzeit selbst nahm er nicht Theil.

— — —

Es war im Jahre 1716. Das Leben in einem Dorfe ist so einförmig und still, daß ohne besondere Ereignisse eine Darstellung ländlicher Verhältnisse in wenigen Federstrichen gezeichnet ist. So können wir von dem Hause am Gemeindeplatz wenig vermelden, als daß der Speyrerfritz vom Tage seiner Verheirathung an ein ganz zurückgezogenes Leben führte. Er arbeitete fleißig, die Kirchthurmrenovation war längst vollendet, die verhängnißvollen Gerüste entfernt und die Kirche stand in ihrem besten Schmucke da. Noch fehlten zwei Glocken, die in nächster Zeit ebenfalls in den Thurm gehängt werden sollten.

Der Speyrerfritz war inzwischen Vater geworden und hing mit vieler Liebe an seinem Söhnchen. Anton hatte auch mehr das bewegliche Leben verlassen und arbeitete fleißig im ehrsamen Zimmermannshandwerk. Das Johanneli war eine blühende Jungfrau geworden; Anton war ihr mit ganzem Herzen zugethan. Die Beiden konnten sich aber selten sprechen, denn der Grubenpeter bewachte das gute Kind auf Schritt und Tritt. Sein schmähliches Menschenquälerhandwerk trieb er fort; ob ihm auch Mancher fluchte, was kümmerte ihn das? es trug ihm reichliche Zinsen. War es Furcht vor dem Speyrerfritz, oder war irgend ein anderer Beweggrund, mit den beiden Schuldscheinen Georgs war er bisher gnädig verfahren; er hatte wohl manchmal den Erben des Zimmermanns gedroht, ihnen Alles verkaufen zu lassen, wenn sie nicht bezahlen würden, er hütete sich aber immer vor der Ausführung.

Einmal waren der Grubenpeter und der Speyrerfritz gleichwohl dieser Angelegenheit wegen an einander gerathen. Der Speyrerfritz hatte bei seinen öftern Besuchen in des Grubenpeters Haus diesen ersucht, er möchte doch einmal mit den Quälereien wegen dem Hundert-Kronenthalerschein aufhören, der Spaß hätte nun lange genug gedauert.

„Einen Schuldschein, ächt und recht unterschrieben," sagte der Grubenpeter, „das nennst Du einen Spaß?"

„Nachbar Peter, seid doch nicht so sonderbar, Ihr wißt genau und wohl, daß er nichts gilt!"

„Nichts gilt? Der Schuldschein ist in Ordnung," betonte der Dorfbankier, indem er in der Tasche wühlte, um den Schein herauszusuchen.

„Ja, zeigt ihn nur her," sagte der Zimmermeister, „damit ich Euch überzeugen kann, daß es werthloses Papier ist."

„Werthloses Papier? Kann man so wegwerfend von Stempelpapier reden, das von allen Potentaten der Welt als solches angesehen wird? Nichts da, daran wird nicht gerührt, das braucht sich ab; man muß Sorge dazu tragen."

„Aber Nachbar Peter, Ihr wißt doch wohl, daß der Schein von Georg eingelöst worden ist!"

„Fritz," entgegnete der Grubenpeter und hob den Finger bedeutungsvoll empor, „lassen wir die Todten ruhen, das hilft nichts, von ihnen zu reden. An Deiner Stelle würde ich nicht mehr daran denken, geschweige davon reden zu wollen. Fritz, lassen wir das!"

„Davon handelt sich's auch nicht — ich spreche von dem Schuldschein," warf der Angeredete ablenkend ein.

„Der Schuldschein ist ein guter Schein, von der Hand des Verstorbenen geschrieben und ist hundert Kronenthaler werth, so gut wie baares Geld."

Der Speyrerfritz wurde eifrig. „Nun wird mir die Sache bald zu kraus. Ihr wißt doch, daß ich es war, der Euch an — jenem Tage hinderte, den Schein zurückzugeben! Ist's wahr oder nicht? Sagt einmal, Peter!"

„Ei du mein Gott, weder ja noch nein! Jeder behält, was er hat: ich den Schein, Du die Wittwe und den kleinen Buben, Deinen Sohn obendrein!"

„Verfluchter Hallunke!"

„Fritz, lassen wir die Titel," beruhigte der Grubenpeter, „das trägt keine Zinsen."

„Also Ihr nehmt die Sache in allem Ernst," heulte zornig der geprellte Zimmermeister.

Aber der alte Wucherer blieb immer ruhig und hielt begütigend den Zornigen am Gewand. „Stelle Dich an meinen Platz," sagte er, „und Du würdest auch so gehandelt haben."

„Aber das ist ein Schelmenstreich sonder Gleichen! Ich werde es dem ganzen Lande erzählen, daß Ihr ein Leuteschinder, ein Wucherer, ein Scheusal seid!"

„Wird man Dir glauben, thörichter Mensch?" lachte höhnisch der Alte. „Man wird überall sagen: der Grubenpeter ist ein braver Mann, er hilft den Leuten aus der Noth, freilich läßt er sich dafür bezahlen, aber er hat keinen ungerechten Heller im Haus. Das wird man Dir entgegnen, Thor! — Zudem, Fritz, thun wir gegenseitig unsere Geschichten nicht solchen Leuten kund, die nichts davon zu wissen brauchen. Meine Sache ist eine gerechte, hörst Du? sie ist schwarz auf weiß! — Die Deine" — und dabei erhob der alte Wucherer seine gellende Stimme, „die Deine ist mit Blut geschrieben!"

„Elender Hund!" platzte der Zimmermann heraus.

„Sei vernünftig, Fritz, gebrauche nicht Worte, die Dich später gereuen könnten. Ich meine es gut mit Dir und will noch gerne ein Jahr zuwarten mit dem Schein. Lege zum Zins noch einige Thaler Stündigung und unterzeichne den Schein als eigene Schuld, so ist die Sache gemacht. Der Grubenpeter ist nie ungeschickt (hartherzig) gewesen. Jetzt gehe heim, und besinne Dich, was Du thun willst."

Und damit schob er den Ungestümen sanft zur Thüre hinaus und schloß sie leise hinter ihm ab.

— — —

Der Grubenpeter hatte sich bei seinen häufigen Besuchen in der Stadt, beim Stiftsverwalter und sonst wo er bei vornehmen Leuten herumkam, die Gunst erbettelt, eine Zeitung mitnehmen zu dürfen, denn damals hielt nicht einmal der Pfarrer im Dorfe ein Zeitungsblatt. Zu Hause wußte dann der Peter bei solchen Leuten im Dorfe, die lesen konnten, und deren waren wenige, einen Lesecirkel zu errichten, wobei jedes Mitglied an das Blatt, das der Peter unentgeltlich erhielt, einen Beitrag leistete. Der geneigte Leser ersieht, daß Grubenpeter jeden Anlaß geschickt zu benützen wußte, um mit möglichst wenig Auslagen Geld zu machen. Der Herr Pfarrer, der am meisten für das Zeitungsblatt bezahlte, erhielt natürlich dasselbe zuerst, dann

kam der Homburger Vogt, dann sein Schreiber, und so ging das wöchentlich einmal erscheinende Journal durch noch etliche Hände, bevor es der Grubenpeter wieder zurückerhielt, um es dann mit Genuß, da es ihm Geld eintrug, zu lesen.

Eines Abends saß der Grubenpeter gemächlich in seiner Wohnstube und sah dem Johanneli zu, wie es Tische, Stühle und Bänke scheuerte und die harthölzernen Möbel bohnte.

„Reibe die Möbel nicht so stark," sagte er, „Holz ist kein Eisen und braucht sich ab. Das Alles kostet schwer Geld. Hast Du die Zeitung noch nicht zurückgebracht? Ich sagte Dir doch, das Blatt zu holen, damit ich es lesen kann, wenn ich sonst nichts zu thun habe. Zeit ist auch Geld, hörst Du?"

„Ich hatte so viel zu thun, ich konnte nicht abkommen," sagte die Jungfrau.

„Nicht abkommen? Wenn ich Dir etwas befehle, so soll es geschehen auf der Stelle. Zeit ist Geld! Glaubst Du, man könne die Kronenthaler aus dem Boden stampfen?"

„Aber Vater?"

„Ich bin nicht Dein Vater. Dein Vater ist ein Taugenichts, ein schlechter Mensch. Dein Vater hieß Gottfried Meierhans. Ich bin nur der Pflegevater eines Dinges, das sein gut Brod mit Faullenzen und Herumstehen verdient."

„Es ist hart, Einem das Bißchen, was man hat und genießt, und ehrlich und fleißig verdient, so vorzuwerfen," sagte das Mädchen traurig.

„Soll ich Dir noch Lob spenden dafür, daß Du mit allen Augen nach des Zimmermanns Anton auslugst?" fragte höhnend der Pflegevater. „Geh, hole die Zeitung," sagte er, indem er zum Fenster hinausschaute, durch welches er des Hubelhansen Martin gesenkten Hauptes daherkommen sah. „Was wird Der wollen?" fragte er sich. „Stündigung? Wird nicht ertheilt! Sollen bezahlen die Leute, oder arbeiten, damit sie bezahlen können."

In diesem Augenblick trat des Hubelhansen Martin in die Stube.

„Guten Tag," sagte der Angekommene langsam und zog seinen Hut, den er bedächtig auf den Tisch legte. „Ihr werdet gedacht haben, ich komme gar nicht zum Zinsen. Es ist so eine böse Zeit, mit geringem Verdienst; das Korn, das ich hätte verkaufen können, habe ich

zur Hälfte selbst brauchen müssen — hab' auch fünf kleine Kinder, die" —

„Weiß schon, weiß schon," unterbrach ihn der Kapitalist.

„Die noch nichts verdienen können, und so ist es mir halt nicht möglich gewesen," und dabei suchte der Redende in seiner Tasche, „den ganzen Zins zu bringen." Endlich zog er einen ledernen Geldbeutel heraus, schnürte ihn auf und schüttete das Geld, das darin lag, sorgsam auf den Tisch.

„Es sind sechs Thaler gut gezählt," sagte er dabei.

Der Grubenpeter setzte die Brille auf und machte sich bedächtig an das Geldhäufchen, das aus Silber, Scheidemünze und Kupfer bestand.

„Ich sehe da," begann er, „viel schlechtes Geld, falsche Sechser, abgeschliffene Valuta. Seht, Martin, da sind zwei — vier — sieben — neun Geldstücke, die ich nicht annehmen kann. Sie haben keinen Kurs mehr. Man hat Euch damit betrogen. Ich kenne das."

„Ich bitte Euch," sagte der arme Mann, „nehmt sie an, ich habe kein ander Geld, ich habe Euch Alles gebracht, was ich verdient habe mit saurem Schweiß. Das Holzhacken und Wellenmachen zahlt sich so schlecht."

„Ein „Käsperlein"* müßt Ihr schon noch drauflegen, wenn Ihr den Zinsrest bezahlt."

„Du mein Gott! Da müßt' ich eine ganze Woche dafür arbeiten! Ist ja Alles gutes Geld, Herr Peter, der Homburger Vogt hat es mir selbst gegeben als Holzmacherlohn."

„Und dann, wann wollt Ihr den Rest bezahlen?" fragte ungeduldig der Geldmann.

„Zu Weihnachten werde ich es wohl machen können, wenn ich und meine Leute gesund bleiben," entgegnete der Schuldner.

„Zu Weihnachten! Hoho, wer weiß, wer da noch lebt? Ich will Euch acht Wochen Frist geben, dafür gebt Ihr mir nach Ablauf dieser Zeit den Zinsenrest und einen Thaler Wart- und Aufgeld auf das schlechte, falsche Münzenzeug, das Ihr heute gebracht habt."

„Seid gnädig, Peter, denkt, ich muß auch gelebt haben mit meinen fünf armen Kindern," bat der Arme flehentlich.

---

* Vierzigkreuzerstück.

„Glaubt Ihr denn, ich sei dafür da, um Euch mein gutes, schönes Geld auszuleihen, um Euere schlechten E-Sechser dann als Zins anzunehmen und am Ende, wenn Ihr nicht einmal zinsen könnt, sollte ich Euch noch die Fratzen erhalten, die Ihr in die Welt gesetzt habt? Aber damit Ihr seht, daß ich auch noch ein Herz habe, so will ich Euch folgenden Vorschlag machen: Ich habe da bei Eurem Häuschen Hühner herumflattern sehen und ich habe mich gefragt, warum eigentlich des Hubelhansen Martin Hühner braucht? Ihr könnt die Hühner wohl entbehren, Martin," fuhr Peter fort; „schickt mir heute zwei Paar davon und dann bezahlt Ihr mir noch einen halben Thaler Stündigung. So, jetzt geht, Ihr dürft von Glück reden, daß es Euch heute so gut ergangen ist."

„Die Quittung für mein Geld?" —

„Bekommt Ihr erst, wenn der ganze Zins bezahlt ist."

„Alter Blutsauger," brummte der Martin, als er das Haus verlassen hatte. „Der Herrgott wird Dein ungerecht Gut auch einmal durch die Motten zerfressen lassen."

— — —

Während der alte Wucherer mit seinem Schuldner Martin marktete, war das Johanneli in's Dorf gegangen und hatte, sei es Zufall, sei es Absicht von seiner Seite, auf dem Wege seinen Schatz, den Anton angetroffen.

„Ich habe Dir viel zu sagen, Johanna," sprach der junge Zimmermann.

„So sprich — ich muß bald wieder zu Hause sein."

„Vorerst eine Frage. Liebst Du mich, Johanneli?"

„Ach, Du grundnärrischer Mensch," antwortete lachend das Mädchen, „wie manchmal habe ich Dir das nicht schon gesagt?"

„Ja, das ist wahr, aber ich muß es so recht gründlich wissen, denn jetzt handelt es sich darum, diese Liebe zu beweisen," sagte er in ernstem Tone. „Siehst Du, ich bin zu unglücklich, wenn ich neben diesem Speyrerfritz, — neben meinem Stiefvater — arbeiten soll. Es drückt mir fast das Herz ab."

„Wie? Ich glaubte, Ihr vertragt Euch jetzt ganz ordentlich neben einander?" fragte Johanna.

„Ordentlich?“ lachte er wild auf. „Aeußerlich schon; die Leute fühlen nicht, wie es mir ist; der Speyrerfritz — mein Stiefvater, lebt sehr zurückgezogen, ist fleißig, thut meiner Mutter, was er ihr an den Augen ablesen kann, und namentlich seit er einen Sohn hat — meinen Bruder — ist er viel sanfter und ruhiger geworden. Aber gleichviel! Es ist mir unmöglich, ich kann ihn nicht gern haben; ich habe kein Vertrauen zu ihm; es ist mir nicht wohl neben ihm. Ich leide, mehr als Du ahnst. Und Du,“ sagte Anton und schaute sein Liebchen fragend an, „Du bist auch nicht glücklich?“

„Ich? Wer sagt das?“

„Ich sage es,“ antwortete der Jüngling lebhaft. „Johanna, Du kannst nicht länger hier bleiben, Du bist unglücklich hier, ich sehe es Deinen Augen an; Du mußt mit mir fort!“

„Fort!?“

„Fort in die Welt hinaus! Hier ist keine Heimath für uns Beide!“ rief der junge Mann laut, indem er stillstand und seine Geliebte umschlang, fast vergessend, daß sie sich auf offenem, freilich wenig begangenem und von den Bäumen geschütztem Wege befanden.

„Anton, wie kannst Du so sprechen? Was würde Er sagen?“

„Wer Er? Er ist nicht Dein Vater! Er hat über Dich nicht zu verfügen.“

„Was aber wird das Dorf, die Welt sagen? Alle, die uns kennen?“

„Siehst Du Johanna,“ fuhr der junge Mann mit weicher Stimme tief ergriffen fort: „Ich bedarf eines Herzens, das mit mir fühlt, das mich liebt. Ich finde, daß ich meine Mutter weniger liebe, seit sie sich wieder verheirathet hat, und doch war ich es, der sie fast dazu zwang, dem Speyrerfritz die Hand zu geben. Ob ich gut gethan, ob nicht, das wird die Zukunft lehren. Aber schau', das thut mir weh, die Mutter neben ihm zu sehen, neben ihm, den ich so sehr hasse! — — ich bin ein Narr! — — Der Tod meines Vaters hat mein Gehirn zerrüttet. Johanna, Du allein hast mich lieb. Sag' mir, willst Du mit mir, bis an's Ende der Welt, nach dem neuen Welttheil, nach Amerika, bis dahin, wo uns ein friedlich Stück Erde aufnimmt? Willst Du mir folgen? Hier bleibe ich nicht, ich muß fort, sonst bürge ich nicht, daß nicht etwas geschieht, was mich reuen könnte!“

„Beruhige Dich, Anton,“ sagte das Mädchen und legte die Hand auf den Arm des geliebten Jünglings, „heute Abend werde ich den

Vater befragen. Gewiß habe ich den Muth, ihm zu sagen, daß ich Dich liebe. Ich denke an das, was Du leidest, was ich selbst leide, und in diesem Gefühle werde ich den Muth besitzen, frisch mit der Sprache vor ihn hinzutreten. Der Peter ist mein Wohlthäter, mein Vater; ich anerkenne das, was er in meiner Jugendzeit, wo ich noch nicht arbeiten konnte, für mich gethan. Jetzt aber hält er mich schlechter als eine Magd. Ein Hund, wenn er nicht zu geizig wäre, einen zu halten, hätte es besser bei ihm, als ich es habe. Ich arbeite Tag und Nacht, aber nie kommt ein gut Wort als Belohnung und Dank über seine Lippen. — Anton, ich bin sehr unglücklich," sagte das junge Mädchen und fiel dem Jüngling in die Arme.

Die Beiden, die im Eifer ihrer Unterhaltung stillgestanden waren, hatten nicht bemerkt, wie ganz in der Nähe Jemand sie belauschte. Der Lauscher trat endlich leise vor und klopfte Anton auf die Schulter. Die jungen Leutchen fuhren erschrocken aus einander.

„Ah! der Hausirerfranz!" riefen die Beiden überrascht.

„Ja, der Hausirerfranz," entgegnete der Angeredete, denn er war der Lauscher, „der Hausirerfranz ist auch wieder im Dorf, die alten Schäden und Bresten zusammenzuheften und auch nachzusehen, wie das Unkraut großwächst und gedeiht, ob das Recht sein Recht, ob das Unrecht seine Strafe erhält?"

„Wie meint Ihr das, Hausirerfranz?" fragte der junge Mann.

„Haltet Euch an mich," sagte der alte Hausirer, ohne auf die Frage zu antworten. „Haltet Euch an mich, sage ich; wenn ich schon etwas zerlumpt daher komme', den alten Tornister auf dem Rücken, der meine ganze Habe enthält, so kann ich Euch doch nützlich sein. Ihr liebt Euch, Ihr sollt Euch heirathen. Ich bin etwas Hexenmeister, hier meine Hand darauf, daß ich Euch redlich helfe."

„Wie, Ihr wäret im Stande?" fragte Anton erstaunt und ungläubig.

„Schlag ein, Anton, und Du auch, Johanna, wir schließen einen gemeinschaftlichen Bund, das Unkraut auszujäten und Jedem sein Recht werden zu lassen." Die Beiden schlugen kräftig in die dargebotene Rechte des Hausirers, ohne recht zu wissen, was daraus erfolgen sollte.

„Die Jugend ist noch dumm," sagte der Alte, „deßhalb muß Einer helfen, der Erfahrung besitzt, Euch zum guten Ziele zu bringen. — Und was die Liebe betrifft, bin ich auch unter ihrem Joche durchge-

gangen. Jeder muß da hindurch. Aber mein Herz hat eine böse Nummer gezogen und damit war's aus. Wie ich noch in Deinem Alter war, Anton, war ich ein Schmied von Profession, Einer, der sich sehen lassen durfte; die Arbeit fehlte nicht und wurde gemacht, wie Keiner sie so zu Stande brachte. Da kam die Liebe — und ich zog eine böse Nummer! Die, welche ich liebte, liebte einen Andern und wurde seine Frau. — Ach, seufzte der alte Mann in Gedanken an die Tage seiner Jugend, und wandte sich an das junge Mädchen, „wenn ich Dich so betrachte, so ist mir fast, als wenn Du meiner Geliebten glichest. Ja bei Gott! Die gleiche Gestalt, die gleichen Augen, die nämlichen Züge — die Stimme! Aber sie liebte einen Burschen von hübschem Angesicht, der so recht flattiren konnte, wie es die Mädchen gerne haben; mich, die gerade Seele, mißkannte sie. Als sie dann Hochzeit machte, mit ihm am Altare stand und ihr Jawort aussprach, da warf ich das Schurzfell mitten in die Schmiede hinein, verkaufte mein Heim und Hab und wanderte fort, den Tornister auf dem Rücken, mein kleines Vermögen im Sack — und wanderte fort auf der freien Gottesstraße — durch Städte und Länder und kam unter Völker von fremden Sprachen und Sitten. Lange Jahre war ich auf der Straße, nirgends litt es mich, das Geld ging weg in guter und schlechter Gesellschaft und endlich wurde ich, was ich bin — der Hausirerfranz."

„Armer Mann!" sagte Johanneli mitleidig.

„Ja wohl, das war ihre Stimme, das waren ihre Laute," sagte der Alte entzückt. „Hier mein Wort und meine Hand, ich helfe Euch."

„Dafür wollen wir Euch gern, sehr gern haben, Franz," sagte die schmeichelnde Stimme des Mädchens.

„Dank dafür verlange ich nicht; so lange es noch etwas zu flicken und zu heften gibt auf der Welt, so lange werde ich mein täglich Brod und eine Pfeife Tabak mir erwerben, bis ich mich einstens hinlege in einen Winkel, oder unter einen Baum im Freien, das Antlitz der Sonne zugewendet, um dort zu sterben wie ein alter, wackerer Junggeselle von meinem Schlag es soll."

„Sprecht nicht so, Franz," mahnte freundlich das Mädchen.

„Halt! höre ich nicht die Nachteule husten?" sagte der Hausirerfranz, der ein scharfgeübtes Ohr besaß. Die drei schauten sich um.

Durch die Gasse herauf kam der Grubenpeter angerückt, der das lange Ausbleiben seiner „Magd" schon verdächtig gefunden hatte.

Die beiden jungen Leutchen stoben aus einander. „Auf heute Abend!" rief ihnen der Hausirerfranz noch zu und machte sich dann auch auf den Weg, um nach Arbeit im Dorfe umzuschauen. Auf den Abend hatte er die Absicht, dem Grubenpeter einen Besuch abzustatten.

(Schluß folgt.)

Die Birsigthalbahn.

Von **H. Pohlmann.**

(Mit vier Abbildungen.)

Was Bach und Erlen flüstern
In lauer Sommernacht,
Wenn durch's Gewölk im Düstern
Der Mondschein niederlacht;

Was Bach und Erlen raunen
In schwüler Mittagsgluth,
Wenn mit verdroß'nen Launen
Am Schilf der Lichtstrahl ruht;

Was Bach und Erlen träumen
Vom alten, trauten Glück,
Bringst du mir ohne Säumen,
Mein grünes Thal zurück!

Fr. Oser.

„Noch vor 40 Jahren hatten wir keine Landstraße, heute haben wir deren zwei und die Bahn; vor 30 Jahren fuhr die Post zum ersten Male, heute fährt sie zum letzten Male und mit dem morgigen Tage schnaubt das Dampfroß durch unser bisher so stilles Thal" — —

Mit diesen Worten begrüßte Herr Verfassungsrath Gschwind in Oberwyl am 4. Oktober 1887 den tannengeschmückten Eisenbahnzug, der, von Basel her kommend, den Betrieb der Birsigthalbahn inaugurirte und eine frohgestimmte Festgesellschaft zum ersten Male auf dem eisernen